

# Der kühle Gleichmut der Ökonomie

## Leidenschaftslosigkeit als Paradigma der Wirtschaftswissenschaft<sup>1</sup>

---

Ökonomie ist eine Wissenschaft, »die den physikalisch-mathematischen Wissenschaften in *jedem* Aspekt gleicht.«<sup>2</sup>  
(Léon Walras)

»Man hat die Gesetze der gesellschaftlichen Kooperation zu erforschen, wie der Physiker die Gesetze der Mechanik erforscht.«<sup>3</sup>  
(Ludwig von Mises)

Die Eingangszitate machen in aller Kürze deutlich, worin sich die meisten Ökonom:innen trotz aller Unterschiede auf tiefe Weise einig sind: Ihre Wissenschaft mag dem Gegenstande nach noch so sehr eine Sozialwissenschaft sein, ihre Methode soll sie der Naturwissenschaft und Mathematik entlehnen. Sie lehrt, das Wirtschaftsleben mit der gleichen Erkenntnisweise zu erfassen, mit der Mathematiker:innen geometrische Figuren und Physiker:innen den Lauf von Planeten oder Elementarteilchen berechnen.

Doch worin genau besteht diese Erkenntnisweise? Der vorliegende Beitrag argumentiert, dass sich Antworten auf diese Frage nur finden lassen, wenn wir bis tief hinein in das stillschweigende Selbstverständnis des ökonomischen Mainstreams

- 
- 1 Dieser Beitrag erschien zuerst als Silja Graupe, »Der kühle Gleichmut des Ökonomen. Leidenschaftslosigkeit als Paradigma der Wirtschaftswissenschaft und die Fragefelder der Sozio-Ökonomie,« in *Sozioökonomische Bildung*, hg. von Andreas Fischer und Bettina Zurstrassen (Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2014), S. 177–205. Er wurde für diesen Sammelband minimal überarbeitet.
  - 2 Léon Walras, *Elements of Pure Economics* (London/New York: George Allen & Unwin, 1954), S. 71.
  - 3 Ludwig von Mises, *Nationalökonomie: Theorie des Handelns und des Wirtschaftens* (Genf: Editions Union, 1940), 1940, S. 2.

vordringen, der heutzutage weltweit die wirtschaftliche Bildung an Schulen und Universitäten prägt. Denn den meisten Ökonom:innen ist das physikalisch-mathematische Grundverständnis ihrer Wissenschaft so selbstverständlich, dass sie es nicht mehr explizit lehren. Sie befähigen junge Menschen lediglich, *auf* der Grundlage des modernen naturwissenschaftlich-objektiven Erkenntnisideals zu denken, ohne je umkehrt *über* dieses Ideal zu reflektieren und damit ins Zentrum des wissenschaftlichen Diskurses zu rücken. Anders gesagt, ist die Anlehnung an die Naturwissenschaft und die Mathematik innerhalb der Wirtschaftswissenschaft *paradigmatisch* im Sinne Thomas Kuhns geworden. Sie liegt allen expliziten Regeln ökonomischen Denkens zu Grunde, ohne selbst ausdrücklich benannt oder gar diskutiert zu werden.<sup>4</sup>

Hier wird die Gefahr deutlich, dass Ökonom:innen *wie* Naturwissenschaftler:innen denken, ohne ausdrücklich erklären zu können, wie genau und warum sie es tun. Ein solches Denken ist ihnen zu *nah*, als dass es ihnen überhaupt noch als erklärungsbedürftig oder gar – im wahrsten Wortsinn – *fragwürdig* erschiene. Michael Polanyi vergleicht einen solch unreflektierten Gebrauch wissenschaftlicher Denkweisen mit der Art, wie Schreiner:innen einen Hammer zu gebrauchen lernen: Durch stetige Anwendung, Übung und Wiederholung wird ihnen der Umgang mit dem Werkzeug so selbstverständlich, dass er ihnen gewissermaßen zur zweiten Natur wird. »We pour ourselves out into them [i.e. the tools – S.G.] and assimilate them as parts of our own existence. We accept them existentially by dwelling in them.«<sup>5</sup>

»We are faced here with the general principle by which our beliefs are anchored in ourselves. Hammers and probes can be replaced by intellectual tools; think of any interpretative framework and particularly of the formalism of the exact sciences. I am not speaking of the specific assertions which fill the textbooks, but of the suppositions which underlie the method by which these assertions are arrived at. [...] I suggest now that the supposed pre-suppositions of science are so futile because the actual foundations of our scientific beliefs cannot be asserted at all. When we accept a certain set of pre-suppositions and use them as our interpretative framework, we may be said to dwell in them as we do in our own body. Their uncritical acceptance for the time being consists in a process of assimilation by which we identify ourselves with them. They are not asserted and cannot be asserted, for

4 Für eine detailliertere Untersuchung der Ökonomie als Normal- und Lehrbuchwissenschaft im Sinne Thomas Kuhns siehe in diesem Band: Silja Graue, »Die Macht ökonomischer Bildung. Das ökonomische Menschenbild und sein Einfluss auf das Demokratieverständnis,« in *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen* (Bielefeld: transcript Verlag, 2026).

5 Michael Polanyi, *Personal Knowledge. Towards a Post-Critical Philosophy* (1958; London: Routledge & Kegan Paul, 2005), S. 61.

assertions can be made only within a framework with which we have identified ourselves for the time being; as they are themselves our ultimate framework, they are essentially inarticulable.«<sup>6</sup>

Der vorliegende Beitrag möchte die Sprachlosigkeit, die mit einem solch unbewussten Gebrauch der ökonomischen ›Standardwerkzeuge des Denkens‹ einhergeht, bewusst durchbrechen und unternimmt hierfür den Versuch, Licht auf das methodische Grundverständnis der Ökonomie zu werfen. Hierfür vollziehe ich im Folgenden einige grundlegende ›Ortswechsel des Denkens‹: Ich werde mich an jene Orte in der Geschichte des wissenschaftlichen Denkens begeben, an denen die der Ökonomie zugrundeliegenden Regeln des Denkens noch bewusst thematisiert und diskutiert wurden. Dabei wird deutlich werden, wie sehr das Paradigma der heutigen Ökonomie in einer *leidenschaftslosen Haltung* gegenüber der Sozialwelt einerseits und in einer *distanziert-mitleidlosen Anwendung* rein imaginärer, erfahrungsunabhängiger Vorstellungswelten *auf* diese Welt andererseits besteht. Im letzten Teil werde ich sodann nochmals detaillierter auf die Vorgehensweise der ökonomischen Standardlehre eingehen. Darauf aufbauend leite ich abschließend wesentliche Chancen sowie Herausforderungen der Sozio-Ökonomie und der sozio-ökonomischen Bildung ab. Zwei der wesentlichen Grundfragen werden dabei lauten: Kann und sollte die Sozio-Ökonomie einen tatsächlichen Paradigmenwechsel hin zu einer erfahrungsbezogenen, empathischen Wissenschaft anregen? Und kann die wesentliche Aufgabe sozio-ökonomischer Bildung darin bestehen, zumindest über das zutiefst *asoziale* Forschungsparadigma der heutigen ökonomischen Standardlehre aufzuklären – mit dem Ziel, Schüler:innen und Studierende zu befähigen, frei darüber zu entscheiden, ob sie diesem Paradigma ihr gesamtes Alltags- und Erfahrungswissen opfern wollen, anstatt es in Verantwortung für Mitmensch und Mitwelt reflektierend zu vertiefen?

## Der ökonomische Methodenmonismus und seine Forderung nach Leidenschaftslosigkeit

Spätestens seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts ist die Wirtschaftswissenschaft in einem für die Sozialwissenschaften einmaligen Ausmaß standardisiert worden. Dies betrifft die Forschung, insbesondere aber die Lehre. Eine entscheidende Bedeutung kommt dabei den ökonomischen Lehrbüchern zu. Diese lehren heutzutage nahezu ausnahmslos auf der gleichen methodischen Grundlage. Der Kern der Theorie bleibt stets der gleiche, mögen sich die Beispiele und Anwendun-

---

6 Ebd., S. 62.

gen noch so beständig wandeln.<sup>7</sup> Im wichtigsten Lehrbuch aller Zeiten, den *Economics* von Paul Samuelson, wird dieser Kern gar als *Wahrheit* bezeichnet:

»The *Core Truth of Economics*. Often, economics appears to be an endless procession of new puzzles, problems, and dilemmas. But as experienced teachers have learned, there are a *few basic concepts* that underpin all of economics. Once these basic concepts have been mastered, learning is much quicker and more enjoyable. We have therefore chosen to focus on the *central core of economics* – on those *enduring truths* that will just be as important in the twenty-first century as they were in the twentieth.«<sup>8</sup>

Doch worin diese dauerhaften Wahrheiten genau bestehen sollen, verraten die ökonomischen Lehrbücher nicht, oder aber nur rudimentär. So schreibt etwa Gregory Mankiw in seinen *Principles of Economics*, gegenwärtig weltweit eines der erfolg- und einflussreichsten ökonomischen Lehrbücher, lediglich:

»Economists try to address their subject with a *scientist's objectivity*. They approach their study of the economy *in much the same way* as a physicist approaches the study of matter and a biologist approaches the study of life: They devise theories, collect data, and then analyze these data in an attempt to verify or refute their theories. [...] The essence of science [...] is the *scientific method* [...]. This method of inquiry is applicable to studying a nation's economy as it is to studying the earth's gravity or a species' evolution.«<sup>9</sup>

Seine Aussage illustriert Mankiw mit einem Cartoon<sup>10</sup>: In einem Wohnzimmer schaut ein kleiner Junge einen Mann, wahrscheinlich seinen Vater, fragend an. Dieser, tadellos im Anzug gekleidet und bequem im Lehnstuhl Zeitung lesend, spricht von oben herab zu dem Jungen: »Ich bin Sozialwissenschaftler, Michael. Dies bedeutet, dass ich Dir nichts über Elektrizität oder dergleichen erklären kann. Aber wann immer Du etwas über Menschen wissen möchtest, bin ich Dein Mann.« Schüler:innen und Studierende sollen im Rahmen der ökonomischen Bildung Wissen über Menschen erlangen. Sie sollen gar dazu befähigt werden, *alles* menschliche

7 Vgl. etwa Leanne M. Smith, *Samuelson's Economics through Fifty Years*, Discussion Paper Nr. 01/09 (Palmerston North: Massey University, Department of Applied and International Economics, 2001). Und Christian Westerlin Wigstrom, *A Survey of Undergraduate Economics Programmes in the UK* (2016), [https://rethinkeconomics.org/wp-content/uploads/2023/10/existing\\_undergrad\\_econ\\_curriculum\\_UK.pdf](https://rethinkeconomics.org/wp-content/uploads/2023/10/existing_undergrad_econ_curriculum_UK.pdf), zuletzt abgerufen am 05. November 2025.

8 Paul A. Samuelson und William D. Nordhaus, *Economics*, 18. Aufl. (Boston u.a.: McGraw-Hill Education, 2005), S. xvii, meine Hervorhebung.

9 Gregory N. Mankiw, *Principles of Economics* (Fort Worth: Harcourt College Publishers, 2001), S. 20–21, meine Hervorhebung.

10 Vgl. ebd.

Verhalten zu erklären, wie es der Preisträger des sogenannten Wirtschaftsnobelpreises, Gary S. Becker, als Ziel seiner Wissenschaft ausgibt.<sup>11</sup> Doch der damit verbundenen, nahezu unendlichen Vielfalt an Erklärungsobjekten stellt der ökonomische Mainstream eine bemerkenswerte Armut der Erklärungsmuster gegenüber. Denn gleich ob »reiche oder arme Personen, Männer oder Frauen, Erwachsene oder Kinder, geniale oder dumme Menschen, Patienten oder Therapeuten, Geschäftsleute oder Politiker, Lehrer oder Studenten«<sup>12</sup> – sie alle sollen mit der gleichen wissenschaftlichen Methode analysiert werden, mit der Naturwissenschaftler:innen Himmelsgestirne, fallende Äpfel, radioaktive Strahlung, Laborratten und anderes erforschen. Die erstaunliche Pluralität der Forschungsgegenstände (»all human behavior«) geht einher mit einem ebenso erstaunlichen Monismus der Forschungsmethode, mit der Beschränkung auf eine »einzige Art des Sehens«, wie Mankiw es nennt.<sup>13</sup>

Was aber zeichnet diese Blickweise, welche die Ökonomie der Naturwissenschaft entlehnt, aus? Was genau meint, die Erkenntnisideale der modernen Naturwissenschaft auf die Sozialwissenschaften zu übertragen? Über diese und ähnliche Fragen verlieren ökonomische Lehrbücher kaum je ein Wort. »I decided I'd better do methodology, as it were, instead of make methodology«, bringt der Preisträger des sogenannten Wirtschaftsnobelpreises, Milton Friedmann, das Desinteresse seiner Wissenschaft an ihren eigenen Grundlagen und Voraussetzungen auf den Punkt.<sup>14</sup> Ökonom:innen lernen lediglich, auf naturwissenschaftliche Weise über die soziale Welt zu forschen, nicht aber diese Weise selbst in den Blick zu nehmen. So liefert etwa auch Mankiws Lehrbuch lediglich einen einzigen Hinweis auf den Charakter des ökonomischen Erkenntnisideals: Wirtschaftswissenschaft müsse leidenschaftslos sein.

»Economics [...] is, truly, a social science. Its subject matter is society – how people choose to lead their lives and how they interact with one another. But it approaches the subject with the dispassion of a science«<sup>15</sup>

- 
- 11 »I am saying that the economic approach provides a valuable unified framework for understanding >>all<< human behavior« – Gary S. Becker, *The Economic Approach to Human Behavior* (Chicago: University of Chicago Press, 1976), S. 14, Hervorhebung im Original.
- 12 Ebd., S. 8. Der besseren Verständlichkeit halber habe ich zumindest einige der englischen Quellen in diesem Text ins Deutsche übersetzt. Wenn im Nachfolgenden englischsprachige Werke auf Deutsch zitiert werden, stammt die Übersetzung – sofern nicht anders angegeben – von mir.
- 13 N. Gregory Mankiw, *Principles of Economics*, 2. Aufl. (Fort Worth: Harcourt College Publishers, 2001), S. vii.
- 14 Milton Friedmann in J. Daniel Hammond, »An Interview with Milton Friedman on Methodology«, in *Research in the History of Economic Thought and Methodology* 10 (1992): S. 107.
- 15 Mankiw, *Principles of Economics*, S. vii, meine Hervorhebung.

Damit sind eine bestimmte Form der *Wissensgenerierung über* und zugleich eine bestimmte *Einstellung zur Welt* bezeichnet. Ökonom:innen müssen sich, so wird suggeriert, *distanziert* zur Welt verhalten, wenn sie echte Wissenschaftler:innen sein wollen. Doch was diese Haltung tatsächlich auszeichnet, wie sie die Wissenschaftler:innen einerseits und ihr Wissen über die Welt andererseits prägt – darüber schweigen die ökonomischen Standardlehrbücher beharrlich. Sie leiten lediglich *stillschweigend* dazu an, diese Haltung an immer neuen Beispielen einzuüben. Deswegen halte ich es an dieser Stelle für sinnvoll, einen ersten Ortswechsel des Denkens zu vollziehen und sich zumindest kurz den Naturwissenschaften, genauer gesagt deren eigener Geschichte und Erkenntnisideal zuzuwenden.

### Der naturwissenschaftliche »Blick von nirgendwo«<sup>16</sup>

Häufig wird das Wissenschaftsideal der modernen Naturwissenschaft mit dem Stichwort der *Objektivität* charakterisiert. Doch wie etwa Lorraine Daston zeigt, fällt es keinesfalls leicht zu sagen, was dies genau meint:

»Unsere Verwendung des Wortes ›Objektivität‹ [...] ist auf hoffnungslose, jedoch zugleich erhellende Weise verworren. Wir beziehen uns mit diesem Ausdruck gleichzeitig auf Metaphysik, Methoden und Moral. Mühelos gleiten wir von Aussagen über die ›objektive Wahrheit‹ einer wissenschaftlichen Behauptung hinüber zu solchen über die ›objektiven Verfahren‹, die einen Befund untermauern, und weiter zu solchen über die ›objektive Haltung‹, die einen Forscher auszeichnet. Dieser heute übliche Gebrauch erlaubt es uns, das Wort auf ganz unterschiedliche Weise zu verwenden: ungefähr synonym für das Empirische (oder enger gefaßt für das Faktische); für das Wissenschaftliche im Sinne des allgemein zugänglichen, empirisch zuverlässigen Wissens; für Unparteilichkeit bis zur Selbstverleugnung und für kaltblütige Beherrschung der Gefühle; für das Rationale, in dem Sinne, daß jeder vernünftige Geist (ob von Menschen, Marsianern oder Engeln) zwingend damit übereinstimmt; und schließlich für das ›wirklich Wirkliche‹, das heißt für Objekte an sich, unabhängig von jedem Geist, außer vielleicht dem Geist Gottes.«<sup>17</sup>

Wissenschaftliche Objektivität, so wird hier deutlich, impliziert oftmals die Leidenschaftslosigkeit im Sinne der Verleugnung und Aufgabe der eigenen Person:

16 Diesen Begriff übernehme ich vom berühmten Buchtitel Thomas Nagels »The View from Nowhere«. Vgl. Thomas Nagel, *The View from Nowhere* (New York: Oxford University Press, 1986).

17 Lorraine Daston, *Wunder, Beweise und Tatsachen: Zur Geschichte der Rationalität* (Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuchverlag, 2003), S. 128.

Die Wissenschaftler:innen sollen sich insbesondere ihrer emotionalen und empathischen Seiten zugunsten des bloß Vernünftigen berauben. Doch was dies wirklich heißt, bleibt auch innerhalb der Naturwissenschaft oftmals im Dunkeln. Denn ebenso wie die Ökonomie lehrt auch sie meist nur, auf bestimmte Weise über die Welt zu forschen, ohne diese umgekehrt zu reflektieren und sich damit über die eigene Haltung als Wissenschaftler:in Klarheit zu verschaffen. Deswegen wage ich an dieser Stelle einen größeren Sprung in die Wissenschaftsgeschichte, um einen Ort aufzusuchen, an dem das heutige Ideal wissenschaftlicher Beobachtung gleichsam gerade erst geboren wurde und deswegen noch erwähnenswert schien.

Dieser Sprung führt gut fünfhundert Jahre zurück ins Europa des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts. Diese Zeit wird von nichts weniger als einer Revolution des Sehens erschüttert: der Einführung der Zentralperspektive.<sup>18</sup> Allgemein gesagt, schafft diese Perspektive erstmals die Möglichkeit, einen dreidimensionalen Gegenstand so auf eine Fläche zu bannen, dass dort der Eindruck von Räumlichkeit entsteht. Um dies korrekt zu tun, müssen die Zeichner:innen ihr natürliches Sehen mit Hilfe einer Apparatur in eine einäugige Wahrnehmung verwandeln, die mit Hilfe eines Peilstabes an einem Punkt stillgelegt wird. Auf seinen imaginären Sehstrahl richten sich alle horizontalen Linien aus; die Bildfläche entsteht als ein Schnitt durch dieses Bündel von Linien. Die Regeln der Darstellung werden den Zeichner:innen also ebenso strikt vorgegeben wie ihr Standpunkt; allesamt Vorgaben, die mathematisch eindeutig beschreibbar sind. Auf diese Weise ändert sich zunächst die Darstellungsform der Welt radikal:

»Von [der] Struktur des psychophysiologischen Raumes abstrahiert die exakt-perspektivische Konstruktion grundsätzlich: Es ist nicht nur ihr Ergebnis, sondern geradezu ihre Bestimmung, jene Homogenität und Unendlichkeit – von der das unmittelbare Erlebnis des Raumes nichts weiß –, in der Darstellung desselben zu verwirklichen – den psychophysiologischen Raum gleichsam in den mathematischen umzuwandeln. Sie negiert also den Unterschied zwischen Vorne und Hinten, Rechts und Links, Körper und Zwischenmedium (Freiraum), um die Gesamtheit der Raum-Teile und Raum-Inhalte in einem einzigen ›Quantum continuum‹ aufgehen zu lassen.«<sup>19</sup>

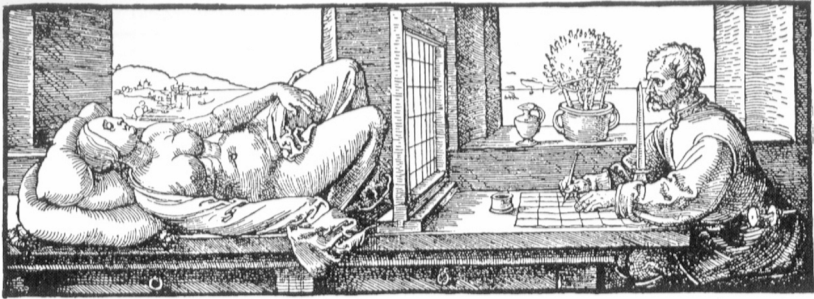
Ebenso radikal ändert sich aber auch die *Praxis* des Sehens und Beobachtens; einen Wandel, den Albrecht Dürer (1471–1928) in seinem Holzschnitt »Der Zeichner des liegenden Weibes« zu Bewusstsein bringt.<sup>20</sup>

18 Ich danke Jochen Krautz für einige wichtige Hinweise zu diesem Thema.

19 Erwin Panofsky, »Die Perspektive als ›symbolische Form‹«, in *Aufsätze zu Grundfragen der Kunstwissenschaft*, hg. von Hariolf Oberer und Egon Verheyen, 2. erw. Aufl., (Berlin: Volker Spiess, 1974), S. 108.

20 Vgl. Abbildung 1.

Abbildung 1: Albrecht Dürer: *Der Zeichner des liegenden Weibes*, 7,6 x 21,2 cm. Erstveröffentlicht posthum in der 2. Auflage von ders.: *Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit*, Nürnberg 1538; in *Gesammelte Werke*, Wien 1928.



Betrachten wir Dürers Holzschnitt genauer. Wie und auf welche Weise kann und darf der Zeichner (rechts im Bild) sein Gegenüber, die liegende Frau in erotischer Pose, wahrnehmen? Was muss er tun, um sie objektiv im Sinne der mathematischen Prinzipien der Zentralperspektive zu erfassen? In welche wissenschaftliche Praxis muss er sich einüben? Zunächst macht Dürers Werk auf Folgendes aufmerksam: Der Zeichner muss buchstäblich aus dem Geschehen heraustreten, um es von *außen* darzustellen. Er darf nicht mehr Teil der Welt sein, die er analysiert, nicht in ihr verweilen, sondern nur aus der Distanz auf sie blicken. Die Art seines Blickes wird dabei nicht von ihm, sondern von einer feststehenden Apparatur bestimmt. Diese lässt von der Frau gleichsam nur noch ›Sehstrahlen‹ zu ihm hindurch dringen, so dass er sie lediglich als Gegenstand, nicht aber als wirkliches Gegenüber erfassen kann. Zwischen ihn und die Frau treten mathematisch formulierbare Regeln der Abbildung, welche die Erfahrungswelten beider Seiten strikt voneinander trennen.

Zunächst scheint es, als würde eine solche Abbildungspraxis dem Beobachter recht wenig aberlangen. Denn offensichtlich kommt es kaum auf dessen individuelle Fähigkeiten und Kenntnisse an. Dürers Zeichner benötigt kein spezifisches Wissen über die Frau, die da vor ihm liegt. Weder muss er sein Leben mit ihr geteilt noch gestaltet haben, um mit Bewusstsein das ihr Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Er braucht lediglich einer bestimmten Anleitung des Sehens zu folgen, die sich auf rein kognitive sowie wenige motorische Fähigkeiten beschränkt: Er muss seinen Blick auf einen winzigen Spalt verengen (in der Abbildung repräsentiert durch den Peilstab vor dem Gesicht des Mannes), um durch diesen *einäugig und unbewegt* die bloßen Linien und Umrisse der Frau zu registrieren. Dieser mathematisch korrekte Blick verlangt ihm so wenig ab, dass er, wie Hegel in einem allgemeineren Zusammenhang bemerkt, »davon wegtreten und an seine Stelle die Maschine

treten lassen kann.«<sup>21</sup> Somit wird es vollkommen gleichgültig, wer genau Welt und Mensch beobachtet. Die Richtigkeit der Wahrnehmung hat weder mit der spezifischen Person der Beobachter:innen noch mit deren individuellem Erfahrungs- und Wissenskontext zu tun. Sie bemisst sich allein an einer allgemeinen (allen-gemeinen) Fähigkeit mathematisch-korrekturer Linienführung, welche auch ein Fotoapparat übernehmen könnte. Zugleich ist es ebenfalls unerheblich, wer oder was eigentlich abgebildet wird: An die Stelle der liegenden Frau in erotischer Pose könnte auch ein Hase oder ein Stein treten. Die Prinzipien der Abbildung blieben die gleichen.

Doch Dürers Werk verweist auch darauf, wie diese Art der Austauschbarkeit dem Beobachter in Wahrheit ungemein viel abverlangt. Er muss bereit sein, als *Mensch immer weniger* zu werden. Bevor er fähig ist, einäugig und unbewegt bloße Umrisse wahrzunehmen und auf Papier zu bringen, muss er alle anderen individuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten preisgeben, ja zu einer nahezu vollständigen Selbstaufgabe bereit sein: Nicht nur darf er sich als reiner Beobachter nicht mehr bewegen; auch darf er nichts riechen, schmecken, tasten, hören, fühlen oder sprechen. Seinen mathematisch genauen Blick dürfen keine Emotionen trüben, kein Erleben von Gemeinschaft stören. Ja, er darf in keiner Weise als lebendiger Mensch in Beziehung zu der Frau treten wollen, die ihm gegenüber liegt. Eher muss er sich nahezu vollständig entleiblichen und zur reinen *res cogitans* im Sinne Descartes' werden. Er hat sich als bloß denkende Substanz zu begreifen, die keinerlei Attribut der Körperlichkeit mehr ihr Eigen nennt – abgesehen von der Fähigkeit zu zeichnen. Zugleich muss er lernen, in der Frau nur noch Materie zu erkennen, sie rein mathematisch als bloße (geometrische) Ausdehnung, als *res extensa* im cartesianischen Sinne aufzufassen. Er muss ihre Person dergestalt zum Verschwinden bringen, dass diese gleichsam in ihrer eigenen Welt hinter dem Raster gefangen bleibt. »Je mehr sich der Geist an die Härte und Präzision des geometrischen Denkens gewöhnt, desto weniger wird er die bewegliche, veränderliche, qualitativ bestimmbare Vielfalt des Seins erfassen können.«<sup>22</sup>

Keineswegs geht es hier um eine umfassende Bildinterpretation von Dürers Holzschnitt. Vielmehr plädiere ich dafür, den Holzstich als Metapher für die Praxis der modernen objektiven Wissenschaft insgesamt aufzufassen. Denn wie etwa Lorraine Daston und Peter Galison in ihren umfassenden Forschungen zur Geschichte dieser Praxis zeigen, ist letztere *insgesamt* spätestens seit dem siebzehnten Jahrhundert zunehmend von einer »Moralität der Selbstbeschränkung«<sup>23</sup> geprägt,

21 Karl-Heinz Brodbeck, *Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2000), S. 224–25.

22 Alexandre Koyré, *Galilei: Die Anfänge der neuzeitlichen Wissenschaft* (Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, 1988), S. 47.

23 Lorraine Daston und Peter Galison, *Objektivität* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2007), S. 195.

welche die individuellen Einzigartigkeiten der Beobachter:innen und der beobachteten Welt zunehmend der mathematischen Genauigkeit opfert. Die Apparaturen zur wissenschaftlichen Erfassung der Welt mögen sich verändern und im Vergleich zu Dürers Raster unendlich verfeinern und vervielfältigen. Doch gleich ob es sich dabei um spezifische Apparaturen zur Erfassung von Wassertropfen, Embryonen oder Bakterien handelt: »Bei der Bildherstellung, bei Messungen, beim Kurvenzeichnen und in anderen wissenschaftlichen Praktiken wurde die Abschaffung des Selbst unbedingtes Gebot.«<sup>24</sup> Mehr und mehr zählt das »Ethos des austauschbaren Beobachters«<sup>25</sup>:

»Eines Beobachters also, der durch keinerlei Besonderheiten geprägt sein durfte – seien es Nationalität, sensorische Schärfe oder Stumpfheit, Schulung oder Tradition, ein besonders farbiger Schreibstil oder Schrullen irgendeiner Art, die sich in Übermittlung, Vergleich und Sammlung wissenschaftlicher Befunde einmischen könnten. Wenn Wissenschaftler diesem Ideal huldigten, verglichen sie künstlerischen Individualismus mit der wissenschaftlichen Kooperation, einer Kooperation, in der das Selbst getilgt war, weswegen die Wissenschaftler auch nicht mehr im Singular auftraten.«<sup>26</sup>

Um dieses Ethos zu pflegen, müssen Wissenschaftler:innen ihren »dominanten Willen nach innen richten und Selbstdisziplin, Selbstbeschränkung, Selbstverneinung und viele andere Techniken der selbstauferlegten Selbstlosigkeit üben.«<sup>27</sup> Die Praxis der modernen Wissenschaft fordert, wie es Arthur Schopenhauer formuliert, dass wir »gleichsam uns selbst los werden.«<sup>28</sup> Dieser massive Verlust der eigenen Persönlichkeit geht einher mit einer erheblichen Einschränkung dessen, was sich an weltlichen Phänomenen durch die Brille der modernen Wissenschaft überhaupt noch wahrnehmen lässt. Denn was die modernen Wissenschaftler:innen nicht durch ihre nach mathematischen Prinzipien konstruierten Apparate erkennen können, muss ihnen schlicht als inexistent, zumindest aber als unerforschlich und unerklärlich gelten:

»Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war die Beschränkung der Natur auf das, was man von ihr übermitteln konnte, zu einer Standardpraxis unter Wissenschaftlern geworden. Zu behaupten, die wissenschaftliche Kommunikation sei die Voraussetzung für die Gleichförmigkeit der Natur und nicht umgekehrt, wäre zwar

---

24 Ebd., S. 207.

25 Daston, *Wunder, Beweise und Tatsachen*, S. 143.

26 Ebd.

27 Daston und Galison, *Objektivität*, S. 214.

28 Arthur Schopenhauer zitiert ebd.

eine Übertreibung, keineswegs jedoch eine vollständige Verkehrung des Sachverhalts.«<sup>29</sup>

Zusammenfassend gesagt, impliziert die moderne naturwissenschaftliche Praxis einen doppelten Zwang, der einerseits das erkennende Subjekt und andererseits die zu erforschenden Phänomene betrifft. Denn erstens drängt sie die Wissenschaftler:innen, sich aller ihrer einzigartigen Fähigkeiten zu entsagen.

»Bei der Ausführung von Experimenten geht es [...] nicht um die ›Eliminierung des Subjekts‹, sondern um die Abspaltung seiner körperlichen und empfindenden Individualität, die eben im Akt der objektiven Erkenntnis nichts zu suchen hat. Das wiederum setzt ein Subjekt voraus, das sich in dieser Weise spalten lässt und bei dem der nach der Abspaltung allein übriggebliebene Verstand [...] nichts Besonderes oder Individuelles mehr enthalten darf.«<sup>30</sup>

Zweitens wird die Natur, so formuliert es kein Geringerer als Immanuel Kant, in bestimmte Situationen gezwungen, um ihr Antworten auf ganz bestimmte Fragen abzurufen:

»Die Vernunft muß mit ihren Prinzipien, nach denen allein übereinkommende Erscheinungen für Gesetze gelten können, in einer Hand, und mit dem Experiment, das sie nach jenen ausdachte, in der anderen, an die Natur gehen, zwar um von ihr belehrt zu werden, aber nicht in der Qualität eines Schülers, der sich alles vorsagen läßt, was der Lehrer will, sondern eines bestellten Richters, der die Zeugen nötigt, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt.«<sup>31</sup>

Eine Neurobiologin etwa mag zuhause eine Katze halten, zu ihr ein liebevolles Verhältnis pflegen und sie als Wesen mit eigenen Bedürfnissen anerkennen. Doch ihre Haltung zu all jenen Katzen, welche sie im Rahmen ihrer Promotion zu Forschungszwecken tötet und seziert, darf dies keinesfalls beeinträchtigen. Sie muss strikt zwischen sich selbst als Alltagsperson einerseits und als Wissenschaftlerin andererseits unterscheiden lernen und sich auf diese Weise gleichsam in eine mitfühlende und eine mitleidlose Person spalten. Denn nur Letztere ist in der Lage, die Tiere zu töten und ihre Gehirne dergestalt unter das Mikroskop zu pressen, dass sie auf die Experimente der Neurobiologie Antwort zu geben vermögen.<sup>32</sup> »Das Genie mar-

29 Ebd., S. 142–143.

30 Claus Peter Ortlieb, »Bewusstlose Objektivität: Aspekte einer Kritik der mathematischen Wissenschaft,« *Hamburger Beiträge zur Modellierung und Simulation* 9 (1998): S. 16.

31 Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Bd. 3, (1781/1787; Hamburg: Meiner, 1990), S. 19.

32 Es handelt sich hier keinesfalls um eine erfundene Geschichte, sondern um eine, die mir selbst erzählt wurde.

kiert sein Gebiet [...] dadurch, daß es [...] die Natur in solche Umstände bringt, daß sie gezwungenermaßen ihre kleinsten Veränderungen in so vergrößertem Maßstab wiedergibt, daß sie auch für einen Beobachter mit ganz gewöhnlichen Fähigkeiten leserlich sind«, formuliert der Mathematiker, Philosoph und Ökonom Charles Babbage im Jahre 1830 diesen Sachverhalt.<sup>33</sup> Insgesamt gilt damit für die objektive naturwissenschaftliche Beobachtung:

»Für die Welt galt: Es kam nicht auf Phänomene an, nicht auf Dinge, auch nicht auf wissenschaftliche Theorien über Dinge, sondern nur auf Strukturen. [...] Für das wissenschaftliche Selbst galt: Nur auf einen kleinen Splitter des denkenden Wesens kam es an, der übrigblieb, wenn alle Erinnerungen, Sinneseindrücke, alle Überlegenheit und alle Mängel, Individualität tout court weggestrichen waren – alles außer der Fähigkeit, »ein Argument vorzubringen, das für jeden individuellen Geist so wahr ist wie für den eigenen.«<sup>34</sup>

### Sozialwissenschaftler:innen als »desinteressierte Beobachter:innen«

Ich habe auf den vorangegangenen Seiten die Aufmerksamkeit auf die wissenschaftlichen »Technologien des Selbst« gelegt, wie Michel Foucault sie nennt<sup>35</sup>: auf geistige und körperliche Praktiken der Wissenschaften, die am Werk sein müssen, soll objektive naturwissenschaftliche Erkenntnis im modernen Sinne überhaupt möglich sein. Richtig ist, dass diese Praktiken meist nur stillschweigend ausgeführt werden. Sie fungieren als Mittel und Medium, nicht aber als Gegenstand des naturwissenschaftlichen Interesses. »Das Merkwürdige ist, dass wir kein klares Wissen darüber haben, was unsere Vorannahmen sind, und wenn wir versuchen sie zu formulieren, dann erscheinen sie uns wenig überzeugend.«<sup>36</sup> Doch dies ändert nichts an ihrer Wirksamkeit, im Gegenteil: Gerade weil sie paradigmatisch wirken, ist ihr Einfluss verbindlicher und umfassender als jede explizite Denk- oder Handlungsregel es tun könnte.<sup>37</sup>

Mir geht es in diesem Beitrag nicht darum, die Vor- und Nachteile dieser Praktiken für die Naturwissenschaften zu diskutieren oder zu zeigen, zu welchen unbestrittenen Errungenschaften sie auf diesem wissenschaftlichen Feld geführt haben und immer noch führen. Vielmehr stelle ich mir die Frage, was es bedeutet, diese

33 Charles Babbage zitiert in Daston, *Wunder, Beweise und Tatsachen*, S. 146.

34 Daston und Galison, *Objektivität*, S. 319.

35 Vgl. Michel Foucault et al., *Technologien des Selbst* (Frankfurt a.M.: S. Fischer, 1993).

36 Michael Polanyi, *Personal Knowledge*, S. 62.

37 Vgl. Thomas S. Kuhn, *The Structure of Scientific Revolutions*, 1962; (Chicago: Chicago University Press, 1996), S. 43ff.

stillschweigenden Praktiken in die Sozialwissenschaften zu tragen und dort unter dem Ideal der Leidenschaftslosigkeit zu propagieren?<sup>38</sup>

Eine erste Antwort findet sich beim Soziologen und Philosophen Alfred Schütz (1899–1959): »Der Sozialwissenschaftler hat kein ›Hier‹ in der Sozialwelt, genauer gesagt, er betrachtet seine Position in der Sozialwelt und das daran geknüpfte Relevanzsystem für sein wissenschaftliches Unterfangen als irrelevant.«<sup>39</sup> Auch die sozialwissenschaftliche Forschungspraxis soll sich damit in totaler Distanz zur Erfahrungswelt vollziehen. Weder dürfen Sozialwissenschaftler:innen ihre Mitwelt von innen erleben, noch in sie einbezogen sein und von dieser Warte aus ihr Alltagswissen reflektierend vertiefen und gestalten. Vielmehr müssen sie jeglichen Erfahrungskontext aufgeben und durch einen vorgegebenen, abstrakten Wissenskanon ersetzen. »Sein verfügbarer Wissensvorrat ist der corpus seiner Wissenschaft, und er muß diesen als selbstverständlich hinnehmen.«<sup>40</sup>

Sozialwissenschaftler:innen sollen sich also methodisch tatsächlich in die gleiche Position wie Dürers »Zeichner des liegenden Weibes« begeben: Sich gedanklich aus ihrer Erfahrungswelt zurückziehen, um sie einzig durch die »geistige Brille« ihrer Wissenschaft wie aus der Ferne zu studieren. »Natürlich führen wir eine gesellschaftliche Existenz, aber wir können als Soziologen die Gesellschaft betrachten, als ob es von außen wäre«, so formuliert Niklas Luhmann diese Forderung.<sup>41</sup> Damit aber wandeln wir uns von mitfühlenden und teilhabenden Mitmenschen tatsächlich zu desinteressierten Beobachter:innen, wie Schütz explizit formuliert:

Der Sozialwissenschaftler »ist nicht in die beobachtete Situation einbezogen, die ihn nicht praktisch, sondern nur kognitiv interessiert. Sie ist nicht Schauplatz seiner Tätigkeiten, sondern nur der Gegenstand seiner Kontemplation. Er handelt nicht in ihr und hat kein vitales Interesse am Ergebnis seines Handelns; keine Hoffnungen und Befürchtungen verknüpfen sich mit den Konsequenzen seines Handelns. Der Sozialwissenschaftler schaut auf die Sozialwelt mit *demselben kühlen Gleichmut*, mit dem der Naturwissenschaftler die Ereignisse in seinem Laboratorium verfolgt.«<sup>42</sup>

Auch Sozialwissenschaftler:innen sollen also nicht *in* der Welt handeln, sondern lediglich *auf* sie schauen. Sozialwissenschaft zu betreiben heißt im Wesentlichen nur

38 Vgl. im Folgenden auch Karl-Heinz Brodbeck, *Herrschaft des Geldes: Geschichte und Systematik* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2009), 79ff.

39 Alfred Schütz, *Das Problem der sozialen Wirklichkeit: Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1 (Den Haag: Martinus Nijhoff, 1971), S. 45.

40 Ebd., meine Hervorhebung.

41 Luhmann zitiert in Brodbeck, *Herrschaft des Geldes*, S. 103, meine Hervorhebung.

42 Schütz, *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, S. 41–42, meine Hervorhebung.

zu beobachten, was *woanders*, in einer von der eigenen Person gedanklich abgesonderten und abgetrennten Sphäre passiert. »Der Sozialwissenschaftler ist *ontologisch* ein von seinem Gegenstand getrennter Beobachter, ein *ego cogito* neben einer *res extensa*.«<sup>43</sup> Im konkreten und praktischen Tun bleibt jeder von uns stets in die konkreten Vollzüge seines Lebens eingebunden; wir handeln in diesen Vollzügen, ohne je neben ihnen oder außerhalb von ihnen stehen zu können. Die sozialwissenschaftliche Beobachtung aber verlangt eine Unterbrechung dieses Tuns. Sie fordert, in Distanz zu treten zu dem, was im eigenen Leben geschieht. Als Sozialwissenschaftler:in, so formuliert es Schütz, sollen wir in Bezug auf den Forschungsgegenstand alle Mitmenschlichkeit preisgeben:

»Natürlich bleibt der Sozialwissenschaftler in seinem Alltag ein menschliches Wesen, ein unter Mitmenschen lebender Mensch, mit denen er in vielerlei Weisen verbunden ist. Zweifellos tritt wissenschaftliche Arbeit innerhalb einer Tradition sozial abgeleiteten Wissens auf und gründet sich auf die Zusammenarbeit mit anderen Wissenschaftlern, verlangt gegenseitige Bestätigung und Kritik und kann nur in sozialem Handeln mitgeteilt werden. Aber insofern wissenschaftliches Arbeiten sozial fundiert ist, ist es nur eine Tätigkeit unter allen anderen, die in der Sozialwelt auftreten. Der Umgang mit Wissenschaft und mit wissenschaftlichen Angelegenheiten innerhalb der Sozialwelt ist eine Sache, die spezifisch wissenschaftliche Einstellung des Wissenschaftlers auf seinen Gegenstand ist etwas anderes.«<sup>44</sup>

In unserem gewöhnlichen Alltag können wir Mensch sein, so viel wir wollen – in unserer Rolle als Wissenschaftler:in dürfen wir es nicht. Weder sollen wir mit den Menschen hoffen, die wir beobachten, noch uns vor ihnen fürchten. Wir müssen im Gegenteil lernen, uns *jeglichen* Mitgefühls zu entsagen. Als Quelle wissenschaftlicher Erkenntnis werden alle Formen der Beteiligung an der zu erforschenden Sozialwelt abgelehnt. Nicht nur sind Emotionen und Empathie in der Wissenschaft fehl am Platze, sondern *jegliche* Form der Erkenntnis, welche einer direkten Teilhabe am Alltagsgeschehen entspringt. Es gilt auch hier das Gleiche wie für die moderne Naturwissenschaft: »Beobachtung und Erfahrung – im Sinne der spontanen Erfahrung des gemeinen Menschenverstands – [haben] in der Begründung der neuen Wissenschaft keinen entscheidenden Part gespielt, es sei denn den eines Hindernisses.«<sup>45</sup>

Wie selbstverständlich Ökonom:innen heutzutage eine solch distanzierte Haltung zur Erfahrung einnehmen, sei kurz an einem aktuellen Beispiel verdeutlicht. Unlängst fragte die *Süddeutsche Zeitung* den Bildungsökonom Ludger Wößmann in einem Interview, ob er denn »überhaupt unbeschwert mit dem Thema Bildung

43 Brodbeck, *Herrschaft des Geldes*, S. 101, Hervorhebung im Original.

44 Schütz, *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, S. 42.

45 Koyré, *Galilei*, S. 30.

umgehen« könne, wo er doch eigene Kinder habe. Darauf antwortet der Bildungsexperte des ifo Instituts in München:

»Ich habe wirklich lange überlegt, ob ich nicht mit der Forschung aufhören soll, wenn meine Älteste in die Schule kommt. Das ist mehr als zwei Jahre her. Ich habe dann nicht aufgehört, weil ich das Thema zu wichtig finde. Man *muss* halt von der eigenen Erfahrung abstrahieren. Jeder von uns ist ein Fachmann in Sachen Bildung. [...] Jeder weiß es besser, war selbst auf der Schule. Und fast jeder hat nun eigene Kinder in der Schule und macht Erfahrungen mit Lehrern. Das sind nur leider keine repräsentativen Erlebnisse. Deshalb *muss* man die vergessen, wenn man forscht. Es ist schwierig, *muss* aber sein.«<sup>46</sup>

Wissenschaft ist also nicht dazu da, wie es Eugen Fink einmal formuliert hat, ausdrücklicher in die Endlichkeit der eigenen Situation einzustehen und damit die Mitwissenschaft mit dem eigenen Lebensvollzug kritisch und zugleich schöpferisch zu vertiefen. Vielmehr erzwingt sie einen vollständigen Bruch mit dieser Situation, um sie »wie von außen mit den Augen eines Gottes zu betrachten.«<sup>47</sup> Es ist, als errichtete sie tatsächlich eine Trennwand zwischen uns und der Welt:

»As observers or manipulators of experience we are guided *by* experience and pass *through* experience without experiencing it *in itself*. The conceptual framework by which we observe and manipulate things being present as a screen between ourselves and these things, their sights and sounds, and the smell and touch of them transpire but tenuously through this screen, which keeps us aloof from them.«<sup>48</sup>

Wie aber können unsere wissenschaftlichen Analyseraster gänzlich undurchlässig und blickdicht werden, so dass sie uns vollkommen von Alltag und Wirklichkeit trennen? Im Folgenden vollziehe ich erneut einen Ortswechsel des Denkens und wende mich auf der Suche nach Antworten wieder konkret der Wirtschaftswissenschaft zu.

## Ökonomie als reine Wissenschaft (pure science)

Immer wieder betonen Ökonom:innen, dass es sich bei ihrer Wissenschaft trotz aller Nähe zur Naturwissenschaft nicht um eine *experimentelle* Wissenschaft handele:

- 
- 46 Ludger Wößmann, »Wer vier Jahre studiert, verdient 40 Prozent mehr,« *Süddeutsche Zeitung*, 24. Mai 2013, S. 24, meine Hervorhebung.
- 47 Eugen Fink, *Grundphänomene des menschlichen Daseins* (Freiburg und München: Verlag Karl Alber, 1995), S. 64.
- 48 Polanyi, *Personal Knowledge*, S. 209, Hervorhebung im Original.

»Experimente sind oft sehr schwierig in den Wirtschaftswissenschaften. Physiker, welche die Schwerkraft erforschen, können im Labor viele Objekte fallen lassen, um Daten für die Überprüfung ihrer Theorien zu generieren. Im Gegensatz dazu ist es Ökonomen, welche die Inflation erforschen, nicht erlaubt, die Geldpolitik einer Nation zu manipulieren, nur um sinnvolle Daten zu generieren.«<sup>49</sup>

Und tatsächlich: Während etwa die Neurobiologin mühselig lernen muss, Katzenhirne als Ausschnitte der Wirklichkeit durch komplexe Apparaturen hindurch wahrzunehmen, lernt kaum ein:e Student:in der Wirtschaftswissenschaft, wirkliche Konsument:innen oder Unternehmer:innen zu beobachten. Für sie bleibt die reale Welt der Wirtschaft deshalb auf merkwürdige Weise außen vor. Denn ihr Blick richtet sich stets gebannt auf die Seiten ökonomischer Lehrbücher und die dort befindlichen Formeln und Grafiken. An die Stelle konkreter Experimente, so erklären Ökonom:innen dieses Phänomen, seien in der Wirtschaftswissenschaft reine Gedankenexperimente getreten. »In einem Gedankenexperiment«, so heißt es etwa in einem Lehrbuch,

»werden bestimmte Wirkungszusammenhänge und Prozeßabläufe gedanklich durchgespielt; dabei wird [...] von einer großen Zahl möglicher Einflußfaktoren abstrahiert. Das Ergebnis einer solchen Abstraktion ist ein Modell. [...] Durch die Reduktion auf sehr wenige Variablen wird die gedankliche Durchdringung der Zusammenhänge vereinfacht bzw. überhaupt erst ermöglicht.«<sup>50</sup>

Auf diese Weise aber bleibt die Ökonomie auf seltsame Art und Weise *gänzlich* im Geist der Wissenschaftler:innen. Allein in ihrem Kopf werden Vorstellungen von Dingen auf andere Vorstellungen von Dingen bezogen, während jegliches handwerkliche Geschick, jede körperliche Tätigkeit und jede reale Praxis vollständig bedeutungslos wird. Die ›Richtigkeit‹ wissenschaftlichen Denkens wird allein an gedanklichen, bloß imaginären Kriterien bemessen, welche dem Reich der reinen Mathematik entstammen:

»Um sicher zu gehen, daß man bei den Überlegungen über die Funktionsweise innerhalb eines solchen Modells keine Fehler begeht, wird häufig – insbesondere in den Wirtschaftswissenschaften – das Modell mathematisch formuliert, so daß die Schlußregeln der Mathematik herangezogen werden können. Die Mathematik ist also ein Hilfsmittel, das die Richtigkeit der logischen Schlüsse zu überprüfen erlaubt und den Gedankenexperimentator dadurch vor logischen Fehlern bewahrt.«<sup>51</sup>

49 Mankiw, *Principles of Economics*, S. 21.

50 Jürgen Kromphardt, *Grundlagen der Makroökonomie* (München: Vahlen, 1998), S. 23.

51 Ebd., S. 23–24.

Die Studierstuben der Wirtschaftswissenschaft sind nicht einmal mehr mit präparierten Ausschnitten der Wirklichkeit, sondern allein mit Modellen, Diagrammen, Statistiken und mathematischen Formeln gefüllt. An die Stelle von »Reagenzgläsern und Mikroskopen«<sup>52</sup> treten bloße Modelle, »die in den allermeisten Fällen aus Diagrammen und Gleichungen bestehen.«<sup>53</sup> Die Ökonomie als Wissenschaft kann also gerade nicht beanspruchen, einen Umgang mit Apparaturen zu lehren, der einen mathematisch genauen Blick auf ein Geschehen eröffnet. Vielmehr verleitet sie dazu, sich noch vollständiger von der Welt zu distanzieren, als die experimentelle Naturwissenschaft es tut. Denn sie lehrt, auf ein reines *Modell* von dieser Welt zu blicken. Während Dürers Zeichner immerhin noch zum Ziel hat, durch sein Hilfsraster *hindurch* die Umrisse einer realen Person abzubilden, distanziert die Ökonomie die wissenschaftlichen Beobachter:innen noch vollkommener von der Realität. So gibt etwa ihr berühmtes Marktdiagramm gerade nicht einen wissenschaftlich genauen Blick auf dieses oder jenes konkrete Marktgeschehen frei. Es lenkt, im Gegenteil, die Aufmerksamkeit vollständig von diesen Geschehen weg und hin auf eine rein mathematische Vorstellung. Es ist, als trübte sich das Raster des zentralperspektivischen Zeichnens immer mehr, bis es vollkommen undurchlässig wird und den Beobachter zwingt, nicht mehr mit Hilfe der Mathematik auf Ausschnitte der Welt zu schauen, sondern das Reich der Mathematik selbst zu fokussieren.

Mit anderen Worten lehrt die Ökonomie, sich in einen fensterlosen Elfenbeinturm zurückzuziehen, der zwar mit mathematischen Vorstellungen von der Welt gefüllt ist, aber keinen Blick mehr auf diese Welt zulässt – nicht einmal aus der Distanz. Sie orientiert sich damit nicht bloß am Erkenntnisideal der experimentellen Naturwissenschaften, sondern geht noch einen entscheidenden Schritt darüber hinaus: Sie wählt die reine Wissenschaft, die *pure science*, zu ihrem Vorbild. Damit vergrößert sie die Distanz zu jeglichem Erfahrungswissen nochmals erheblich, insofern sie dieses Wissen *insgesamt* als Quelle der Erkenntnis ablehnt:

»Ökonomie (oder politische Ökonomie) ist im Wesentlichen eine abstrakte Wissenschaft und ihre Methode ist die *erfahrungsunabhängige* [apriorische] Methode. Dies ist unbezweifelbar ihr Charakter und ist in diesem Sinne von allen ihren berühmtesten Lehrern so verstanden und gelehrt worden. Sie argumentiert *nicht auf der Basis von Tatsachen, sondern aufgrund von Annahmen*; ja wir kämpfen dafür, dass sie so vorgehen *muss*.«<sup>54</sup>

Alfred Schütz macht deutlich, mit welcher gedanklichen Brutalität sich die Wissenschaft auf diese Weise ihre eigenen Vorstellungswelten schafft:

52 Mankiw, *Principles of Economics*, S. 20.

53 Ebd.

54 John Stuart Mill, *Essays on Some Unsettled Questions of Political Economy* (London: John W. Parker, 1844), S. 78, meine Hervorhebung.

»Diese Modelle von Handelnden sind jedoch keine menschlichen Wesen, die in ihrer biographischen Situation in der alltäglichen Welt leben [...]; sie sind in eine Situation gesetzt worden, die nicht von ihnen, sondern von ihrem Schöpfer, dem Sozialwissenschaftler, definiert wurde. Er hat diese Figuren, die Homunculi, geschaffen, um sie nach seinen Vorstellungen manipulieren zu können.«<sup>55</sup>

Ebenso beschreibt es der Preisträger des sogenannten Wirtschaftsnobelpreises, Robert Lucas:

»Die Wirtschaftstheorie ist eine Methode, menschliches Verhalten zu verstehen, bei der so verfahren wird, dass man künstliche fiktive Menschen – Roboter könnte man sagen – konstruiert und das Funktionieren künstlicher Wirtschaftsordnungen, die sich aus solchen Akteuren zusammensetzt, untersucht.«<sup>56</sup>

»Die Vorstellung des Menschen als Nutzenmaschine rechtfertigt und befördert die Verwendung mechanistischer Begriffe und mathematisch-logischem Denkens«, schreibt Francis Edgeworth<sup>57</sup>, einer der Begründer der neoklassischen Theorie. Er formuliert dies im Hinblick auf das mathematische Idealbild des Nutzenmaximierers, das heutzutage jedem/jeder Studierenden der Wirtschaftswissenschaft geläufig ist. Weil Ökonom:innen ausschließlich mathematisch denken wollen, müssen sie sich Menschen als Homunculi, Roboter oder Nutzenmaschinen vorstellen, ganz gleich ob dies irgendeiner konkreten Erfahrung entspricht oder nicht. Wie es Milton Friedman, einflussreicher Vertreter der Chicago School of Economics, offen ausspricht, soll jegliches Erkenntnistreben wenigstens nach schemenhaft realitätsgetreuen Bildern bedeutungslos werden:

»Wirklich wichtige und bedeutende Hypothesen bestehen aus ›Annahmen‹, die völlig falsche deskriptive Beschreibungen der Realität darstellen. Allgemein gesprochen gilt, dass je bedeutender eine Theorie ist, desto unrealistischer sind ihre Annahmen (in diesem Sinne). [...] Um von großer Bedeutung zu sein, muss eine Hypothese also falsch in ihren Annahmen sein.«<sup>58</sup>

Weder das Marktdiagramm noch das Diagramm der Nutzenmaximierung, wie sie sich in jedem ökonomischen Lehrbuch finden, lassen sich mit den Teleskopen, Mikroskopen und Detektoren der Naturwissenschaften vergleichen. Denn

55 Schütz, *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, S. 46, meine Hervorhebung.

56 Robert Lucas zitiert in Brodbeck, *Herrschaft des Geldes*, S. 97.

57 Francis Y. Edgeworth, *Mathematical Psychics: An Essay on the Application of Mathematics to the Moral Sciences* (London: Kegan Paul, 1881), S. 15, Hervorhebung im Original.

58 Milton Friedman, *Essays in Positive Economics* (Chicago: University of Chicago Press, 1953), S. 14–15.

sie erlauben keinen Blick *auf* die Welt, sondern ersetzen diesen Blick durch ein reines Bild *von* dieser Welt. Mit ihrer Hilfe lernen Studierende niemals, genauer *hinzusehen*, sondern lediglich, von ihrem wirtschaftlichen Alltag *abzusehen*. Sie lassen nicht nur Ausschnitte, sondern die gesamte Erfahrungswelt zu einem einzigen blinden Fleck verkommen. Noch anders gesagt, distanziert die ökonomische Bildung junge Menschen vollständig von der Wirklichkeit. Letztere sollen nicht mehr mit »kühlem Gleichmut« auf die Sozialwelt schauen, sondern vollständig von dieser Welt wegschauen. Nichts mehr sollen sie von dieser Welt registrieren, nicht einmal mehr ihre bloßen Umrisse. Ihre Wahrnehmung wird vollständig in einen akademischen Elfenbeinturm gebannt, in den weder die Welt noch deren reale Erfordernisse vordringen. Hierfür aber muss ihr Geist erst einmal von allem Alltagswissen *gereinigt* werden, wie mittlerweile selbst im Handelsblatt nachzulesen ist:

»Bei Kaffee und Gebäck kam der Ökonomie-Professor ins Plaudern – und gewährte einen ungeschminkten Einblick in das wahre Denken seiner Zunft: ›Wissen Sie, die ersten vier Semester im VWL-Studium brauchen wir fürs Brain-Washing der Studenten.‹ Und lachte süffisant. Der Mann sagte wirklich ›Brain-Washing‹, und er meinte es nicht etwa ironisch. Eher stolz. Die jungen Leute, die nach dem Abitur an die Universität kämen, seien doch naive Gutmenschen. Das müsse man ihnen mühsam austreiben. Erst dann könne man gute Volkswirte aus ihnen machen. Gehirnwäsche – laut Lexikon eine ›Methode psychologischer Manipulation‹ – als Basis der Ökonomenausbildung.«<sup>59</sup>

## Ökonomie als angewandte Wissenschaft

Man mag nun zunächst annehmen, die von der Ökonomie geforderte Leidenschaftslosigkeit beschränke sich auf ein rein weltabgewandtes Denken, das sich auch nicht real auswirken könne, weil es keinerlei Bezüge zur Wirklichkeit aufweist. Anders gesagt ließe sich argumentieren, dass die neoklassische Theorie – und damit die auf ihr gründende ökonomische Lehrbuchwissenschaft – aufgrund ihrer vollständigen Distanz zur sozialen Wirklichkeit vielleicht zu einem mitleidlosem Denken anleiten könne, nicht aber zu einem entsprechenden Handeln. Scheint es doch, als würde sie in der Welt reiner Gedankenexperimente verbleiben. Auf diese Weise aber verkennt man die Macht jener Vorstellungswelten, welche die reine Theorie prägt.

---

59 Olaf Storbeck, »Leben in der Scheinwelt,« *Handelsblatt*, 30. September 2010, archiviert und abrufbar unter <https://web.archive.org/web/20120423051509/www.handelsblatt.com/politik/oekonomie/wissenswert/oekonomie-leben-in-der-scheinwelt/3551402.html>, zuletzt abgerufen am 05. November 2025.

Léon Walras etwa, ein Begründer der neoklassischen Theorie, teilt keinesfalls die Ansicht, die Einsichten seiner apriorischen Wissenschaften seien bloß für den akademischen Elfenbeinturm bestimmt. Zwar könne dies der Fall sein:

»The scholar has a right to pursue science for its own sake, just as the geometer has the right (which, in fact, he exercises every day) to study the most singular properties of geometric figures, however fantastic, if he finds that they excite his curiosity.«<sup>60</sup>

Doch die eigentliche Aufgabe der Wirtschaftswissenschaft sieht Walras an anderer Stelle: Die Ökonom:innen müssen zwar die Erfahrung als Quelle ihrer Erkenntnis ablehnen, doch dürfen (ja müssen!) sie seine funktional-abstrakten Erkenntnisse umgekehrt auf die Erfahrung anwenden:

»From real-type concepts, these sciences abstract ideal-type concepts which they define, and then on the basis of these definitions they construct a priori the whole framework of their theory and proofs. After that they go back to experience not to confirm but to apply their conclusions. [...] The return to reality should not take place until the science is completed and then only with a view to practical applications.«<sup>61</sup>

Die reine Ökonomie will die Genese ihres Wissens in keiner Weise von der Sozialwelt trüben lassen. Auch stellt sie, im Gegensatz zu den experimentellen Wissenschaften, keinerlei Fragen an diese Welt, um ihr Wissen zumindest im Nachhinein zu überprüfen. Im Gegenteil lehrt sie, ihre mathematischen Erkenntnisse *blindlings* auf die Realität anzuwenden: Der wissenschaftliche Blick wendet sich zunächst vollkommen von der Welt ab – und dem Reich bloßer Formeln und Diagramme zu. Sodann aber sollen die Erkenntnisse, welche sich aus diesen Formeln und Diagrammen ziehen lassen, die praktischen Handlungsvollzüge des Menschen unmittelbar anleiten: Sie sind in der Realität schlicht zu exekutieren, mögen sie ihrem *Ursprung* nach noch so realitätsfern sein.

Walter Lippmann, Mitbegründer des nach ihm benannten Kollegs, das in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts den Begriff des Neoliberalismus prägte, erklärt das zugrundeliegende Prinzip folgendermaßen:

»It is the insertion between man and his environment of a pseudo-environment.«<sup>62</sup>

60 Walras, *Elements of Pure Economics*, S. 71–72.

61 Ebd., S. 71, meine Hervorhebung.

62 Walter Lippmann, *Public Opinion* (London: George Allen & Unwin Ltd, 1922), S. 15.

Die reine Theorie »schaltet eine Form des Expertentums zwischen den privaten Bürger und die gewaltige Umwelt, in die er verwickelt ist.«<sup>63</sup> Sie verdunkelt damit zunächst die Erfahrungswelt und ersetzt sie durch eine vorgetäuschte Umwelt aus Stereotypen – die Pseudo-Umwelt –, also aus gleichbleibenden, erfahrungsunabhängigen Wahrnehmungsmustern. »Der wirkliche Raum, die wirkliche Zeit, wirkliche Zahlen, wirkliche Verbindungen, wirkliche Gewichte gehen verloren. Die Perspektive und der Hintergrund und alle Handlungsdimensionen werden abgetrennt und im Stereotyp eingefroren.«<sup>64</sup> Die Wahrnehmung des Menschen wird auf diese Weise so verändert, dass »wir nicht mehr erst sehen und dann definieren, sondern erst definieren und dann sehen.«<sup>65</sup> Dabei bleiben die Stereotype selbst gänzlich unbemerkt. Sie bilden ein »unsichtbares, unbesehenes Umfeld« (»unseen environment«<sup>66</sup>).

Daraus erwächst ein enormes Machtpotential, wie Friedrich Hayek, der wohl wichtigste geistige Vater des Neoliberalismus, feststellt: »Die Macht abstrakter Ideen beruht in hohem Maße auf eben der Tatsache, daß sie nicht bewußt als Theorien aufgefaßt, sondern von den meisten Menschen als unmittelbar einleuchtende Wahrheiten angesehen werden, die als stillschweigend angenommene Voraussetzungen fungieren.«<sup>67</sup>

Doch Voraussetzungen wofür? Nicht nur für alles Denken, sondern, so erneut Lippmann, auch für alles Handeln, insofern sich dieses allein als Reaktion auf die Anreize der Pseudo-Umwelt vollzieht:

»Sein Verhalten ist die Reaktion auf diese Pseudoumwelt. Gerade weil es sich um eine Verhaltensweise handelt, zeigen sich die Folgen, sofern es sich um Handlungen handelt, nicht in der Pseudoumwelt, von der das Verhalten angeregt wird, sondern die Handlung vollzieht sich in der realen Umwelt. [...] Wer die öffentliche Meinung analysieren will, muss daher mit der Erkenntnis der Dreiecksbeziehung zwischen dem Schauplatz, dem Bild des Menschen von diesem Schauplatz und der Reaktion des Menschen auf dieses Bild, die sich wiederum selbst auf dem Schauplatz ereignet, beginnen. [...] Im Augenblick denke ich nur an das weltweite Schauspiel der Menschen, die auf ihre Umgebung einwirken, aber durch Anreize aus ihrer Pseudoumwelt in Bewegung gesetzt werden.«<sup>68</sup>

63 Ebd., S. 251.

64 Ebd., S. 110.

65 Ebd., S. 60.

66 Vgl. ebd., S. 48.

67 Friedrich August von Hayek, *Recht, Gesetzgebung und Freiheit*, Bd. 1 (Landsberg am Lech: Verlag Moderne Industrie, 1980), S. 100.

68 Walter Lippmann, *Die öffentliche Meinung: wie sie entsteht und manipuliert wird*, hg. von Walter Ötsch und Silja Graupe (Frankfurt: Westend, 2021), S. 65–68.

Hier deutet sich an, dass die distanzierte Mitleidlosigkeit der Ökonom:innen kaum größer sein könnte: Zunächst lernen sie, lediglich auf ein abstraktes Bild von Mensch und Wirtschaft zu schauen. Sodann beginnen sie, allein auf Basis dieses Bildes zu urteilen und zu handeln, ganz gleich in welchem Erfahrungskontext sie sich befinden und ohne dass dieser Kontext auf ihre Wahrnehmung zurückwirken und sie verändern könnte. »Our stereotypes [...] will not be contaminated by understanding. [...] Neither justice, nor mercy, nor truth, enter into such a judgment, for the judgment has preceded the evidence.«<sup>69</sup> Es gilt hier allgemein, was der Preisträger des sogenannten Wirtschaftsnobelpreises, Joseph Stiglitz, speziell im Hinblick auf die Statistiken der modernen Finanzwissenschaft sagt:

»In der modernen Kriegsführung versucht man zu entmenschlichen, das Mitgefühl zu beseitigen. Man wirft Bomben aus 15.000 Meter Höhe, aber man sieht nicht, wo sie landen, man sieht keine Schäden. Es ist fast wie in einem Computerspiel. Man spricht von ›body counts‹. Das entmenschlicht den Prozess. Genauso ist es in der Wirtschaft: Man redet über Statistiken und nicht über die Menschen hinter diesen Statistiken.«<sup>70</sup>

»Tatsachen dringen nicht bis in die Welt vor, in der unsere Überzeugungen leben, sie haben sie nicht hervorgerufen, sie können sie auch nicht zerstören«, so formuliert es der Schriftsteller Marcel Proust.<sup>71</sup>

## Die Probleme der heutigen Standardlehre und Fragen an die sozio-ökonomische Bildung

Auf den vorangegangenen Seiten habe ich versucht zu skizzieren, worin die leidenschaftslose Haltung der naturwissenschaftlichen Forscher:innen besteht und welche Extremform diese anzunehmen droht, sobald sich der ökonomische Mainstream diese Haltung zu eigen macht. Dabei sei betont, dass diese Skizze keineswegs auf kritischen Darstellungen und Untersuchungen des ökonomischen Mainstreams beruht. Eher habe ich die Begründer der neoklassischen Theorie einerseits und des Neoliberalismus andererseits zu Wort kommen lassen, um so die geistigen Voraussetzungen des ökonomischen Mainstreams selbst offenzulegen. Hier nun möchte ich explizit auf die Rolle der ökonomischen Standardbildung eingehen und

69 Ebd., S. 85–86.

70 Vgl. Joseph Stiglitz in dem Film ›Der große Ausverkauf‹ von Florian Opitz.

71 Marcel Proust zitiert in Norbert Häring, *Markt und Macht: Was Sie schon immer über die Wirtschaft wissen wollten, aber bisher nicht erfahren sollten* (Stuttgart: Schäffer-Poeschel, 2010), S. 216.

dabei genauer zwischen dieser Bildung einerseits und der neoklassischen Theorie bzw. dem ökonomischen Mainstream andererseits unterscheiden.

Kurz gesagt, sehe ich diesen Unterschied darin, dass die Neoklassik im neunzehnten Jahrhundert lediglich methodisch den Weg zur Bildung rein abstrakter, erfahrungsunabhängiger Vorstellungsbilder bereitet hat. Ob aber diese Bilder tatsächlich handlungsleitend im Sinne der Lippmann'schen Stereotype werden, vermag eine reine Beschäftigung mit der bloßen Theorie nicht zu entscheiden. Vielmehr geht es um die Frage, wie diese Theorie *gelehrt* wird. Erst die Art ihrer Vermittlung bestimmt, ob die neoklassischen Vorstellungsbilder etwa vom *Markt* und vom *homo oeconomicus* tatsächlich als im Sinne Hayeks »unmittelbar einleuchtende Wahrheiten« aufgefasst werden. Denn würden Schüler:innen und Studierende über die methodischen Voraussetzungen, geschichtlichen Hintergründe, blinden Flecken und Alternativen dieser Bilder aufgeklärt, so bestünde diese Gefahr nicht. Dies gibt auch Lippmann zu:

»Nur wenn wir die Gewohnheit haben, unsere Meinungen als eine partielle Erfahrung zu erkennen, die wir durch unsere Stereotypen sehen, werden wir gegen unseren Gegner wirklich tolerant werden. Ohne diese Gewohnheit setzen wir unsere eigene Sicht absolut und halten folglich jeden Widerspruch für verräterisch. Denn während die Menschen einer ›Frage‹ gerne zwei Seiten konzедieren, billigen sie diese zwei Seiten nicht dem zu, was sie für ›Tatsachen‹ halten. Und sie nehmen das erst nach langer kritischer Erziehung an, wenn sie sich vollauf bewusst geworden sind, wie subjektiv und aus zweiter Hand die Wahrnehmung ihrer sozialen Gegebenheiten ist.«<sup>72</sup>

Die theoretischen Vorstellungen, welche als Stereotypen der Wirtschaft wirksam werden können, »wurden recht unschuldig von den alten Ökonomen normiert.«<sup>73</sup> Ob sie aber *tatsächlich* als Stereotypen fungieren, darüber entscheidet der Bildungsprozess. Dieser muss, zieht man den Umkehrschluss aus Lippmanns Zitat, zum einen einseitig sein, d.h. keine Vielfalt an Meinungen und theoretischen Vorstellungen zulassen, und zum anderen nicht über sein eigenes methodisches Fundament aufklären.

Ich habe an anderer Stelle ausführlicher gezeigt, wie umfassend diese beiden Kriterien gegenwärtig auf die ökonomische Standardbildung zutreffen und beschränke mich an dieser Stelle daher auf einige Hinweise.<sup>74</sup> Wie anfangs erwähnt, ist die ökonomische Bildung in den letzten Jahrzehnten weltweit so stark

72 Lippmann, *Die öffentliche Meinung*, S. 143–144, meine Hervorhebung.

73 Ebd., S. 84.

74 Vgl. Silja Graupe, »Ökonomische Bildung: Die geistige Monokultur der Wirtschaftswissenschaft und ihre Alternativen,« in *Coincidentia. Zeitschrift für europäische Geistesgeschichte*, Beiheft 2 (2013): S. 139–165.

standardisiert worden, dass an Universitäten und mittlerweile sogar an Schulen ausschließlich auf einer einzigen methodischen Grundlage gelehrt wird – jener vermeintlichen »*core truth of economics*« im Sinne Samuelsons. Diese Standardisierung betrifft dabei nicht den Gegenstandsbereich der wirtschaftswissenschaftlichen Lehre, sondern die Art und Weise, wie Schüler:innen und Studierende über alle Gesellschafts- und Lebensbereiche nachzudenken lernen. So vertritt etwa der *Council for Economic Education* (CEE) – der durch Spenden amerikanischer Großunternehmen, Banken und (politische) Stiftungen finanziert wird und maßgeblich die verbindlichen Ökonomie-Lehrpläne in allen 50 US-Bundesstaaten bestimmt – die Ansicht, dass Schüler:innen überhaupt keine ökonomischen Fakten lernen müssten. Seine Wissensstandards, die auch dem in Deutschland äußerst einflussreichen Wirtschaftskundlichen Bildungs-Test zugrundeliegen, sollen »im Allgemeinen weder wichtige grundlegende Fakten über die amerikanische Wirtschaft noch über die Weltwirtschaft« enthalten.<sup>75</sup> Ja, es soll insgesamt gelten, wie es der Gemeinschaftsausschuss der Gewerblichen Wirtschaft (GGW) in Deutschland formuliert, dass die »ökonomische Bildung nicht über den Gegenstandsbereich Wirtschaft zu definieren ist, sondern durch die spezifisch ökonomische Perspektive.«<sup>76</sup> Grundsätzlich kämen für jede Bildungsform »zwei Referenzsysteme in Betracht: Der Gegenstandsbereich eines Faches oder die spezifischen Blickwinkel und Methoden eines Faches.«<sup>77</sup> Doch für die ökonomische Bildung soll allein Folgendes gelten:

»Die ökonomische Domäne lässt sich über den Gegenstandsbereich nicht präzise von anderen sozialwissenschaftlichen Domänen abgrenzen, weil diese oft denselben Gegenstand betrachten. [...] Der Rückgriff auf die ökonomische Perspektive [ist] die verlässlichste Methode, um die Domänenspezifik zu wahren. Geographie und Politik mögen zwar gleiche Gegenstände in den Blick nehmen, aber mangels ökonomischer Perspektive tragen sie damit eben nicht zur ökonomischen Bildung bei.«<sup>78</sup>

»Economics is a subject in which a little knowledge goes a long way«, so formuliert es Mankiw.<sup>79</sup> Und der CEE meint:

75 Council for Economic Education, *Voluntary National Content Standards in Economics*, 2. Ausg. (New York: Council for Economic Education, 2010), S. vi.

76 Thomas Retzmann, Günther Seeber, Bernd Remmele und Hans-Carl Jongebloed, *Ökonomische Bildung an allgemeinbildenden Schulen: Abschlussbericht an den Gemeinschaftsausschuss der deutschen gewerblichen Wirtschaft* (Essen u.a.: Gemeinschaftsausschuss der Deutschen Gewerblichen Wirtschaft, 2010), S. 34.

77 Ebd., S. 16.

78 Ebd., S. 16–17.

79 Mankiw, *Principles of Economics*, S. vii.

»The final standards [of economic teaching, S.G.] reflect the view of a large majority of economists today *in favor of a ›neoclassical model‹ of economic behavior*. The Writing Committee's *use of this paradigm* [...] reflects the assignment to produce a *single, coherent set of standards* to guide the teaching of economics in America's schools.«<sup>80</sup>

Schüler:innen und Studierende sollen also allein dazu befähigt werden, auf einer einzigen methodischen Grundlage alle

»Schlussfolgerungen zu ziehen, gleich welche Fakten sachdienlich für die Unzahl der Probleme sind, mit denen sie in ihrem Leben konfrontiert werden. Indem Studenten den Argumentationsprozess von Ökonomen beobachten und ihn selbst praktizieren, erwerben sie analytische Fertigkeiten (skills), die sie auf neu entstehende ökonomische Probleme anwenden können, die zur Zeit, als diese Standards erstellt wurden, nicht vorhergesehen werden konnten.«<sup>81</sup>

Dies entspricht *exakt* dem Diktum von Léon Walras, ökonomische Theorie sei eben nicht an der Wirklichkeit zu überprüfen, sondern lediglich auf diese anzuwenden.<sup>82</sup> Die neoklassischen Vorstellungsbilder etwa des *Marktes* und des *homo oeconomicus* sollen tatsächlich so fest im Geist von Schüler:innen und Studierenden verankert werden, dass sie unabhängig von der jeweiligen Situation und konkreten Erfahrung deren gesamte Wahrnehmungen prägen. Anders gesagt: Im Rahmen der ökonomischen Bildung werden die neoklassischen Vorstellungsbilder im Sinne unveränderlicher *Kompetenzen* »an ihren Träger gebunden, nicht an die spezifische Situation, in der sie gebraucht werden. Seine Kompetenzen nimmt das Individuum deshalb auch mit, wenn die Situation wechselt.«<sup>83</sup> Dies aber heißt im Umkehrschluss, junge Menschen daran zu hindern, ein konkretes Verständnis ihrer alltäglichen Situationen und Bedürfnisse zu entwickeln und an dessen Stelle den starren, weltabgewandten Blick auf die Pseudo-Welt ökonomischer Modelle zu setzen. Auf diese Weise lässt sich weder ein spezifisches Urteilen und Handeln schulen, welches sich konkret an Mitmensch und Mitwelt orientiert, geschweige denn irgendeine Art echten Mitgefühls.

Über diese Art von »Kompetenzerwerb« nun klärt die ökonomische Standardbildung nicht auf. In ihren Lehrbüchern ist weder von den motivationalen, volitionalen und sozialen Bereitschaften noch von den kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten die Rede, welche die Ausübung auch einer *dispassionate science* unweigerlich mit

80 Council for Economic Education, *Voluntary National Content Standards in Economics*, S. vi, meine Hervorhebung.

81 Council for Economic Education, *Voluntary National Content Standards in Economics*, S. 5.

82 Vgl. erneut Walras, *Elements of Pure Economics*, S. 71.

83 Retzman et al., *Ökonomische Bildung an allgemeinbildenden Schulen*, S. 15.

sich bringt. Diese persönlichen Voraussetzungen wirken stets paradigmatisch im bereits erläuterten Sinne: Sie liegen allen expliziten Erklärungen und Interpretationen immer schon stillschweigend voraus, ohne selbst jemals ausdrücklich reflektiert zu werden. Dass es sich hierbei keineswegs um einen bloßen Zufall, sondern um ein bewusstes Bildungsprogramm handelt, macht erneut der CEE deutlich:

»Fast alle ökonomischen Prinzipien gründen auf Annahmen. Würde man alle diese Annahmen stets nennen, so schmälerte dies die Wirksamkeit der Standards. Man überlasse dem Leser die Verantwortung, die Grundsätze [die Voraussetzungen, SG] von den Annahmen zu unterscheiden.«<sup>84</sup>

Damit ist ein Mehrfaches gesagt: Erstens wird die Ansicht vertreten, die kritische Reflexion von Annahmen und Voraussetzungen würde die Wirksamkeit von Bildung tatsächlich behindern. Aus Gründen der *Effizienz* soll ein aufgeklärtes und (selbst)reflektiertes Bildungsverständnis einem bloßen Training weichen, welches den Voraussetzungsboden des eigenen Denkens niemals zu bedenken erlaubt. Um welche Art der Wirksamkeit es sich dabei tatsächlich handeln soll, *wofür* und *für wen* eine solche Bildung eigentlich gut sein soll, bleibt dabei im Dunkeln. Zweitens wissen die Protagonist:innen der ökonomischen Standardlehre sehr wohl zwischen (teilweise) explizierbaren Annahmen und ihren zugrundeliegenden, meist unbewussten Voraussetzungen zu unterscheiden. Doch übertragen sie, drittens, diese so wesentliche Unterscheidung nicht in den Verantwortungsbereich der Gemeinschaft aus Lernenden und Lehrenden. Diese soll gar nicht erst Kenntnis darüber erlangen, dass Voraussetzungen »unterhalb« der Oberfläche des explizit Gelernten überhaupt existieren. Auf diese Weise aber werden Schüler:innen und Studierende niemals befähigt, sich in Freiheit für oder gegen diese Voraussetzungen zu entscheiden. In der Tiefe ihres eigenen Denkens und Handelns zielt die ökonomische Standardlehre gerade nicht auf Vernunft, Einsicht und Kritikfähigkeit, sondern, wie es Hans Domizlaff, Begründer der Markentechnik, formuliert hat, lediglich auf unbewusste »Richtungsänderungen durch gedanklichen Nahrungswechsel im Sinne einer Dressur.«<sup>85</sup>

Eine solche Dressur, um ein Letztes zu erwähnen, bedeutet eben auch, alternative Denkweisen systematisch auszublenden oder deren Existenz gar zu leugnen. So behauptet etwa Samuelson in den ersten Auflagen seines Lehrbuchs, es gäbe »unter den Nationalökonomern heutzutage keine nennenswerten Meinungsverschieden-

84 Council for Economic Education, *Voluntary National Content Standards in Economics*, S. vi.

85 Hans Domizlaff, *Die Gewinnung des öffentlichen Vertrauens. Ein Lehrbuch der Markentechnik* (München: Marketing Journal, 1982), S. 198.

heiten mehr.«<sup>86</sup> Der CEE hingegen erkennt die Existenz solcher Verschiedenheit zwar prinzipiell an, verbannt sie aber als weiteres Effizienzhindernis aus der Lehre:

»Including strongly held minority views of economic processes and concepts would have confused and frustrated teachers and students who would then be left with the responsibility of sorting the qualifications and alternatives without a sufficient foundation to do so.«<sup>87</sup>

Ich breche an dieser Stelle meine Ausführungen zur ökonomischen Standardbildung ab, um mich abschließend der Frage nach ihren Alternativen zuzuwenden. Welche Chancen bietet, genauer gefragt, die sozio-ökonomische Bildung und welchen Herausforderungen sollte sie sich stellen? John Maynard Keynes sagte einmal: »The difficulty lies, not in the new ideas, but in escaping the old ones, which ramify, for those brought up as most of us have been, into every corner of our minds.«<sup>88</sup> Aus diesem Grunde konzentrierte sich mein Beitrag nahezu vollständig darauf, zunächst Klarheit über die ansonsten meist unausgesprochenen Voraussetzungen des ökonomischen Mainstreams und seiner Bildungsformen zu schaffen. Denn nur in dieser Tiefe, so meine ich, lassen sich überhaupt erst die eigentlich wichtigen Fragen finden. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder Richtigkeit zu erheben, möchte ich abschließend einige solcher möglichen Fragen benennen.

Kuhn versteht unter einem Paradigmenwechsel den Wandel der grundlegenden Rahmenbedingungen einer Wissenschaft. Wie eine Gemeinschaft von Wissenschaftler:innen ihre Begriffe bildet, wie sie ihre Forschungsobjekte beobachtet und welche Apparaturen sie dazu verwendet – all dies verändert sich in einem solchen Wechsel.<sup>89</sup> Legt man diese Definition zugrunde, stellen sich meines Erachtens in der Ökonomie tatsächlich Fragen nach der Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels:

- Wie lässt sich die Ökonomie (wieder) als eine Sozialwissenschaft praktizieren, die nicht nur ihrem Gegenstand, sondern auch ihrer *Methode* nach der Sozialwelt gerecht wird?
- Soll die Ökonomie sich zumindest im Sinne einer grundlegenden Methodenvielfalt (teilweise) vom Vorbild der Naturwissenschaften und deren Paradigma der Leidenschaftslosigkeit trennen und wenn ja, wie ist dies möglich?

86 Paul Samuelson, *Volkswirtschaftslehre*, 2. Aufl. (Köln: Bund-Verlag, 1955), S. 6.

87 Council for Economic Education, *Voluntary National Content Standards in Economics*, S. vi, meine Hervorhebung.

88 John Maynard Keynes zitiert in Steve Keen, *Debunking Economics. The Naked Emperor of the Social Sciences* (London & New York: Zed Books, 2010), S. xiv.

89 Vgl. Kuhn, *The Structure of Scientific Revolutions*.

- Wie und auf welcher Grundlage lässt sich das Paradigma eines erklärtermaßen *erfahrungsunabhängigen* Wissenschaftsideals brechen? Was sind seine Alternativen und welcher grundlegenden Arbeit am Wissenschaftsbegriff bedarf es hierfür?
- Wie kann und sollte die Sozio-Ökonomie methodische Standpunkte aufspüren, die es den Forschenden erlauben, die Sozialwelt (wieder) von innen zu erleben und in sie einbezogen zu sein – und damit seinen alltäglichen Standpunkt vertiefend zu reflektieren und bewusst zu gestalten, statt ihn einfach aufzugeben?

In diesem Zusammenhang stellt sich noch eine grundlegendere Frage:

- Wie kann die Sozio-Ökonomie dem wissenschaftlichen Diskurs einen Raum eröffnen, in dem Menschen überhaupt über diese Fragen gemeinsam und in Freiheit nachdenken können?

Spätestens diese Frage aber berührt Grundaspekte sozio-ökonomischer *Bildung*:

- Wie kann es Lehrenden und Lernenden gemeinsam gelingen, die Paradigmen der heutigen ökonomischen Standardlehre bewusst zu reflektieren?
- Wie können Menschen im Bildungsprozess – als Einzelne und zugleich in Gemeinschaft – in Freiheit entscheiden, ob sie die *asoziale* Wahrnehmungsweise der Standardlehre ablehnen und sich auf die Suche nach anderen Erkenntnisformen begeben wollen; Formen etwa, die aus Mitgefühl und Verantwortung heraus Mitmensch und Mitwelt immer wieder aufs Neue gerecht zu werden versuchen?

## Literaturverzeichnis

- Becker, Gary S. *The Economic Approach to Human Behavior*. Chicago: Chicago University Press, 1976.
- Brodbeck, Karl-Heinz. *Herrschaft des Geldes: Geschichte und Systematik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2009.
- Brodbeck, Karl-Heinz. *Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2000.
- Council for Economic Education. *Voluntary National Content Standards in Economics*. Zweite Ausgabe. New York: Council for Economic Education, 2010.
- Daston, Lorraine. *Wunder, Beweise und Tatsachen: Zur Geschichte der Rationalität*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuchverlag, 2003.
- Daston, Lorraine, und Peter Galison. *Objektivität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2007.

- Domizlaff, Hans. *Die Gewinnung des öffentlichen Vertrauens. Ein Lehrbuch der Markentechnik*. München: Marketing Journal, 1982.
- Dürer, Albrecht. *Gesammelte Werke*. Wien: o. V., 1928.
- Edgeworth, Francis Y. *Mathematical Psychics: An Essay on the Application of Mathematics to the Moral Sciences*. London: Kegan Paul, 1881.
- Fink, Eugen. *Grundphänomene des menschlichen Daseins*. Freiburg und München: Verlag Karl Alber, 1995.
- Foucault, Michel, Rux Martin, Luther H. Martin, William E. Paden, Kenneth S. Rothwell, Huck Gutman, und Patrick H. Hutton. *Technologien des Selbst*. Frankfurt a.M.: S. Fischer 1993.
- Friedman, Milton. *Essays in Positive Economics*. Chicago: University of Chicago Press, 1953.
- Graupe Silja. »Ökonomische Bildung: Die geistige Monokultur der Wirtschaftswissenschaft und ihre Alternativen.« In *Coincidentia Zeitschrift für europäische Geistesgeschichte*, Beiheft 2 (2013): S. 139–165.
- Hammond, J. Daniel. »An Interview with Milton Friedman on Methodology.« In *Research in the History of Economic Thought and Methodology* 10 (1992): S. 91–118.
- Häring, Norbert. *Markt und Macht: Was Sie schon immer über die Wirtschaft wissen wollten, aber bisher nicht erfahren sollten*. Stuttgart: Schäffer-Poeschel, 2010.
- Hayek, Friedrich August *Recht, Gesetzgebung und Freiheit*. Bd. 1. Landsberg am Lech: Verlag Moderne Industrie, 1980.
- Kant, Immanuel. *Kritik der reinen Vernunft*. Band 3. 1781/1787; Hamburg: Meiner, 1990.
- Keen, Steve. *Debunking Economics. The Naked Emperor of the Social Sciences*. London & New York: Zed Books, 2010.
- Koyré, Alexandre. *Galilei: Die Anfänge der neuzeitlichen Wissenschaft*. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, 1988.
- Kromphardt, Jürgen. *Grundlagen der Makroökonomie*, München: Vahlen, 1998
- Kuhn, Thomas S. *The Structure of Scientific Revolutions*. 1962; Chicago: Chicago University Press, 1996.
- Lippmann, Walter. *Die öffentliche Meinung: wie sie entsteht und manipuliert wird*. Herausgegeben von Walter Ötsch und Silja Graupe. Frankfurt: Westend, 2021.
- Mankiw, N. Gregory. *Principles of Economics*. 2. Auflage. Fort Worth: Harcourt College Publishers, 2001.
- Mill, John Stuart. *Essays on some Unsettled Questions of Political Economy*. London: John W. Parker, 1844.
- Mises, Ludwig von. *Nationalökonomie: Theorie des Handelns und des Wirtschaftens*. Genf: Editions Union, 1940.
- Nagel, Thomas. *The View from Nowhere*. New York: Oxford University Press, 1986.
- Ortlieb, Claus Peter. »Bewusstlose Objektivität: Aspekte einer Kritik der mathematischen Wissenschaft.« *Hamburger Beiträge zur Modellierung und Simulation* 9 (1998): S. 1–26.

- Panofsky, Erwin. »Die Perspektive als ›symbolische Form‹.« In *Aufsätze zu Grundfragen der Kunstwissenschaft*, herausgegeben von Hariolf Oberer und Egob Verheyen, 2. erweiterte Auflage, S. 99 – 167. Berlin, Volker Spiess, 1974.
- Polanyi, Michael. *Personal Knowledge. Towards a Post-Critical Philosophy*. 1958; London: Routledge & Kegan Paul, 2005.
- Retzman, Thomas, Günther Seeber, Bernd Remmele, und Hans-Carl Jongebloed. *Ökonomische Bildung an allgemeinbildenden Schulen: Abschlussbericht an den Gemeinschaftsausschuss der deutschen gewerblichen Wirtschaft*. Essen u.a.: Gemeinschaftsausschuss der Deutschen Gewerblichen Wirtschaft, 2010.
- Samuelson, Paul. *Volkswirtschaftslehre*. 2. Auflage. Köln: Bund-Verlag, 1955.
- Samuelson, Paul A. und, William D. Nordhaus. *Economics*. 18. Auflage. Boston u.a.: McGraw-Hill Education, 2005.
- Schütz, Alfred. *Das Problem der sozialen Wirklichkeit: Gesammelte Aufsätze*, Band 1. Den Haag: Martinus Nijhoff, 1971.
- Smith, Leanne M. *Samuelson's Economics through Fifty Years*. Discussion Paper Nr. 01/09. Palmerston North: Massey University, Department of Applied and International Economics, 2001.
- Storbeck, Olaf. »Leben in der Scheinwelt.« *Handelsblatt*, 30. September 2010. Archiviert und abrufbar unter <https://web.archive.org/web/20120423051509/www.handelsblatt.com/politik/oekonomie/wissenswert/oekonomie-leben-in-der-scheinwelt/3551402.html>. Zuletzt abgerufen am 05. November 2025.
- Walras, Léon. *Elements of Pure Economics*. London/New York: Allen und Unwin, 1954.
- Wigstrom, Christian Westerlin. *A Survey of Undergraduate Economics Programmes in the UK*. 2016. [https://rethinkeconomics.org/wp-content/uploads/2023/10/existing\\_undergrad\\_econ\\_curriculum\\_UK.pdf](https://rethinkeconomics.org/wp-content/uploads/2023/10/existing_undergrad_econ_curriculum_UK.pdf). Zuletzt abgerufen am 05. November 2025.
- Wößmann, Ludger. »Wer vier Jahre studiert, verdient 40 Prozent mehr.« *Süddeutsche Zeitung*, 24. Mai 2013 [Interview], S. 24.